

SARAH JIO | Brombeerwinter

SARAH JIO

BROMBEERWINTER

ROMAN

Aus dem Amerikanischen von Charlotte Breuer
und Norbert Möllemann

Diana Verlag

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel *Blackberry Winter*
bei Plume, a member of Penguin Group (USA) Inc., New York



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Das für dieses Buch verwendete

FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*

liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 10/2014

Copyright © 2012 by Sarah Jio

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014 by Diana Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion | Heiko Arntz

Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München

Umschlagmotiv | © IAM / akg; shutterstock

Satz | Christine Roithner Verlagsservice, Breitenauich

Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pöfßneck

Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-453-35792-1

www.diana-verlag.de

Gewidmet meinen Söhnen Carson, Russell und Colby
mitsamt ihren heiß geliebten Stofftieren –
dem alten Teddybären, der zerschlissenen Giraffe,
dem kleinen gestreiften Tiger.
Eure Mutter zu sein ist mein größtes Glück.

Und allen Müttern überall – besonders denen,
die Lebewohl sagen mussten zu einem Kind.

1

Vera

Seattle, 1. Mai 1933

Ein eisiger Wind pfiﬀ durch das Gebälk im Dachgeschoss, und ich zog fröstelnd meine grauwoollene Strickjacke enger um mich. Sie hatte nur noch einen Knopf. Bei einem Preis von fünf Cent das Stück konnte ich es mir nicht leisten, die fehlenden Knöpfe zu ersetzen. Außerdem war doch längst Frühling. Oder etwa nicht? Ich schaute aus dem Fenster und lauschte auf den heulenden Wind. Es stürmte. Die Äste des alten Kirschbaums schlugen so heftig gegen das Haus, dass ich vom Fenster zurückwich, aus Furcht, sie könnten die Scheibe einschlagen. Eine Reparatur war zurzeit beim besten Willen nicht drin. Nicht in diesem Monat. Doch dann lenkte ein unerwarteter Anblick mich vorübergehend von meinen Sorgen ab. Hellrosa Blütenblätter wirbelten durch die Luft. Ich seufzte und lächelte in mich hinein. Wie Schneeflocken.

»Mama?« Daniels feines Stimmchen drang gedämpft unter der zerschlissenen blauen Steppdecke hervor. Ich schlug die Decke zurück und betrachtete sein hübsches, rundes Gesicht und das seidige blonde Haar, das sich an den Enden immer noch kringelte. Seine Babyhaare. Er war jetzt drei Jahre alt, und mit seinen rosigen Pausbäckchen und den großen, unglaublich blauen Augen war er kein Baby mehr, sondern

schon ein richtiger kleiner Junge. Aber im Schlaf sah er noch immer aus wie am Tag seiner Geburt. Manchmal schlich ich mich am frühen Morgen auf Zehenspitzen ins Kinderzimmer und schaute ihn an, wie er dalag, seinen kleinen braunen Bären im Arm, den rührend abgenutzten alten Teddy mit der verschossenen blauen Samtfliege, dem ein Ohr fehlte.

»Was ist los, mein Schatz?«, fragte ich. Ich kniete mich neben das kleine Bett aus Kiefernholz. *Was bin ich bloß für eine Mutter, dass ich ihn in einer solchen Nacht allein lasse?* Ich seufzte. *Aber habe ich eine Wahl?* Caroline hatte Spätschicht. Und ich konnte ihn nicht schon wieder ins Hotel mitnehmen – nicht nach dem Vorfall am vergangenen Wochenende, als Estella ihn schlafend in der Penthouse-Suite im achten Stock gefunden hatte. Sie hatte ihn aus dem warmen Federbett gejagt, wie man eine Maus verscheucht, die es sich im Mehlkasten gemütlich gemacht hatte. Er hatte sich fürchterlich erschreckt, und mich hätte es beinahe meine Stelle gekostet. Ich holte tief Luft. Nein, hier in seinem warmen Bett war er gut aufgehoben, mein kleiner Liebling. Ich würde die Tür abschließen. Die Wände des Hauses waren dünn, aber die Türen waren solide. Solides Mahagoni mit einem Messingschloss.

Wir zuckten beide zusammen, als es laut und ungeduldig an der Tür klopfte. Daniel verzog das Gesicht. »Ist das wieder der böse Mann, Mama?«, flüsterte er.

Ich gab ihm einen Kuss auf die Stirn. »Keine Sorge, mein Schatz«, sagte ich und stand auf. »Es ist bestimmt nur Tante Caroline. Ich gehe nachsehen.«

Ich ging die Treppe hinunter. Im Wohnzimmer blieb ich kurz stehen und überlegte, was ich tun sollte. Wieder klopfte es, laut und ungestüm. Ich wusste, wer es war, und ich wusste auch, was er wollte. Ich warf einen Blick auf meine Hand-

tasche, wohl wissend, dass sich darin höchstens zwei Dollar befanden. Die Miete war vor drei Wochen fällig gewesen, und seitdem hatte ich Mr. Garrison mit Ausreden hingehalten. Aber was jetzt? Meinen letzten Lohn hatte ich für Lebensmittel ausgegeben und für neue Schuhe für Daniel. Die alten waren längst zu klein gewesen.

Poch, poch, poch.

Heftig klopfte jetzt auch mein Herz. Ich hatte Angst, fühlte mich gefangen. Die Wohnung kam mir plötzlich vor wie ein Käfig. Die Wände um mich herum hätten genauso gut aus Maschendraht bestehen können. Reflexartig warf ich einen Blick auf mein Handgelenk. Seit Daniels Vater mir das kostbare goldene Armband mit den drei Saphiren geschenkt hatte, hütete ich es wie meinen Augapfel. An jenem Abend war ich als Gast im Hotel Olympic gewesen, nicht als Zimmermädchen im schwarzen Kleid mit weißer Schürze. Als ich die kleine blaue Schachtel geöffnet hatte und er mir das Armband übers Handgelenk streifte, hatte ich mich zum ersten Mal wie eine Frau gefühlt, die dazu geboren war, solch kostbaren Schmuck zu tragen. In dem Moment war mir der Gedanke beinahe albern vorgekommen, ich könnte, nun ja ... Ich schloss ganz fest die Augen, als das Klopfen wieder einsetzte. Ich begann, den Verschluss des Armbands zu öffnen, doch dann schüttelte ich den Kopf. Nein, ich würde es ihm nicht geben. So schnell würde ich nicht kapitulieren. Ich schob das Armband höher auf den Arm, bis es von meinem Ärmel verdeckt wurde. Ich würde eine andere Lösung finden.

Ich ging zur Tür und schloss widerwillig auf. Die Scharniere quietschten, und dann stand Mr. Garrison vor mir. Er war groß und von massiger Gestalt, es war kein Wunder,

dass Daniel sich vor ihm fürchtete. Sein finsternes Gesicht war fast vollständig bedeckt von einem grauen, ungepflegten Bart. Nur seine geröteten, pockennarbigen Wangen und die dunklen, mitleidlosen Augen waren zu sehen. Sein Atem roch nach Gin, harzig und säuerlich, offenbar kam er gerade aus der Kaschemme im Erdgeschoss. Die Prohibition war noch nicht abgeschafft, aber in diesem Stadtteil drückte die Polizei in der Regel ein Auge zu.

»Guten Abend, Mr. Garrison«, sagte ich so freundlich wie möglich.

Er kam näher und stellte einen Stahlkappenstiefel in die Tür. »Sparen Sie sich die Formalitäten«, sagte er. »Wo ist das Geld?«

»Bitte – es tut mir leid, Sir«, stammelte ich. »Ich weiß, dass ich mit der Miete im Verzug bin. Der letzte Monat war schwierig für uns, und ich ...«

»Dieselbe Leier hab ich mir schon vor einer Woche anhören müssen«, erwiderte er kalt. Er schob sich an mir vorbei in die Küche und nahm sich ein kleines Brot, das ich gerade aus dem Ofen genommen hatte. Mein Abendessen. Er öffnete den Kühlschrank und runzelte die Stirn, als er keine Butter fand. »Ich frage Sie noch einmal«, sagte er, mit vollen Backen kauend. Seine Augen wurden schmal. »Wo ist mein Geld?«

Ich umklammerte mein Armband, starrte an die Wand mit der abblätternen Farbe. *Was soll ich ihm sagen? Was soll ich tun?*

Er stieß ein tiefes, kehliges Lachen aus. »Wie ich's mir gedacht habe«, sagte er. »Eine Diebin und Lügnerin.«

»Mr. Garrison, ich ...«

Er musterte mich lüstern. Er kam auf mich zu, bis ich seinen Gin-Atem riechen und seinen struppigen Bart an mei-

nem Gesicht spüren konnte. Er packte mit der Linken mein Handgelenk. »Irgendwann musste es ja so weit kommen«, sagte er, während er mit der Rechten den letzten Knopf meiner Strickjacke öffnete. »Zu Ihrem Glück bin ich ein großzügiger Mensch und werde Ihnen erlauben, mich auf andere Weise zu bezahlen.«

Ich riss mich von ihm los, als ich Schritte oben auf der Treppe hörte. »Mama?«

»Daniel, geh wieder ins Bett, mein Schatz«, sagte ich, so ruhig ich konnte. »Ich komme gleich.«

»Mama«, sagte er noch einmal und begann zu weinen.

»Es ist alles in Ordnung, Schatz«, rief ich in der Hoffnung, dass er mir meine Panik nicht anmerkte. »Bitte, geh wieder ins Bett.«

Ich konnte unmöglich zulassen, dass er sah, was vor sich ging, oder, schlimmer noch, dass Mr. Garrison ihm wehtat.

»Mama, ich hab Angst«, sagte er, seinen Teddy fest an sich gedrückt.

Mr. Garrison räusperte sich und glättete sein Jackett. »Tja, wenn Sie ihn nicht beruhigen können, dann komme ich ein andermal wieder«, sagte er laut und bedachte Daniel mit einem finsternen Grinsen. »Und verlassen Sie sich drauf, ich werde wiederkommen.« Es gefiel mir nicht, wie er Daniel anschaute. Er wandte sich wieder mir zu und betrachtete mich wie ein köstliches Steak, das in der Pfanne brutzelte. »Und ich werde bekommen, was mir zusteht.«

Ich nickte betreten, als er zur Tür ging. »Ja, Mr. Garrison.« Mit zitternden Händen verriegelte ich die Tür, während er mit schweren Schritten die schmale Holztreppe hinunterpolterte. Bevor ich mich zu Daniel umdrehte, holte ich tief Luft und wischte mir eine Träne von der Wange.

»Daniel, mein Liebling«, rief ich, lief die Treppe hoch und nahm ihn in die Arme. »Hast du dich gefürchtet? Du brauchst keine Angst zu haben. Mama ist bei dir. Es kann dir gar nichts passieren.«

»Aber der böse Mann«, schniefte er. »Hat er dir wehgetan, Mama?«

»Nein, mein Schatz«, sagte ich. »Das würde Mama niemals zulassen.«

Ich löste das Armband von meinem Handgelenk und ließ es in meine Hand gleiten.

Daniel schaute mich verwirrt an. Ich betrachtete seine großen, unschuldigen Augen und wünschte, es wäre alles anders für ihn, für uns. »Mama liebt das Armband, mein Kleiner. Ich will es nur sicher aufbewahren.«

Er überlegte einen Moment. »Damit du es nicht verlierst?«

»Ganz genau.« Ich stand auf und nahm ihn an die Hand. »Willst du Mama helfen, es in unser geheimes Versteck zu bringen?«

Daniel nickte, und wir gingen zu der kleinen Tür unter der Treppe. Er hatte das Fach, das kaum größer war als eine Hutschachtel, eines Morgens beim Spielen entdeckt, und seitdem war es unser Geheimversteck. Daniel bewahrte seine Schätze darin auf – eine blaue Vogelfeder, die er auf der Straße gefunden hatte, eine Sardinenbüchse, gefüllt mit bunten Kieselsteinen, ein Lesezeichen, eine glänzende Fünf-Cent-Münze, eine von der Sonne schneeweiß gebleichte Muschel. Ich hatte Daniels Geburtsurkunde und andere wichtige Dokumente darin untergebracht, und jetzt legte ich auch mein goldenes Armband hinein.

»So«, sagte ich, schloss die kleine Tür und staunte einmal mehr, wie unauffällig sie sich in die hölzerne Wandverklei-

dung einfügte. Wie Daniel sie überhaupt entdeckt hatte, würde mir immer ein Rätsel bleiben.

Er schmiegte sich an mich, und ich nahm ihn, auf dem Boden hockend, auf den Schoß. »Mama, singst du mir was vor?«

Ich nickte, streichelte ihm über das blonde Haar und dachte, wie sehr er doch seinem Vater glich. Wenn Charles doch nur hier wäre. Ich schob den Gedanken hastig beiseite und begann zu singen. »Schlafe, mein Prinzchen, schlaf ein! Es ruhn Schäfchen und Vögelein, Garten und Wiese verstummt, auch nicht ein Bienchen mehr summt.« Meine Stimme beruhigte uns beide.

Ich sang alle drei Strophen, bis Daniels Lider schwer wurden, dann trug ich ihn in sein Bett und deckte ihn erneut zu.

Mit schlaftrunkenen Augen betrachtete er ängstlich mein schwarzes Kleid und die weiße Schürze. »Geh nicht weg, Mama.«

Ich hob sanft sein Kinn an. »Ich bleibe nicht lange, mein Schatz«, sagte ich und küsste ihn auf beide Wangen, die sich weich und kühl an meinen Lippen anfühlten.

Daniel drückte seinen Teddy an sich und rieb seine Nase an dessen Schnauze, so wie er es immer tat. »Ich will nicht, dass du fortgehst.« Er schwieg einen Moment, als suchte er nach den richtigen Worten. »Ich hab Angst, wenn du nicht da bist.«

»Das weiß ich, mein kleiner Liebling«, sagte ich, bemüht, meine Tränen zurückzuhalten. »Aber ich muss fort. Weil ich dich lieb habe. Eines Tages wirst du das verstehen.«

»Mama«, sagte Daniel und schaute zum Fenster. Draußen wütete immer noch der Wind. »Eva sagt, nachts kommen die Gespenster.«

Ich hob die Brauen. Carolines Tochter besaß für ihre dreieinhalb Jahre eine blühende Fantasie. »Was hat Eva dir denn nun schon wieder erzählt?«

Daniel schien zu überlegen, ob er mir antworten sollte. »Wenn wir spielen«, sagte er schließlich zögernd, »da schauen uns manchmal Leute zu. Sind das Gespenster?«

»Wer schaut euch zu?«

»Die Frau.«

Ich kniete mich neben sein Bett. »Welche Frau denn?«

Er zog die Nase kraus. »Im Park. Sie hat einen komischen Hut, Mama, den mag ich nicht. Da sind Federn dran. Vielleicht hat sie einem Vogel wehgetan?«

»Nein, mein Schatz«, sagte ich und nahm mir fest vor, mit Caroline über Evas Geschichten zu reden, denn ich wurde das Gefühl nicht los, dass sie die Ursache für die Albträume waren, die Daniel neuerdings quälten.

»Daniel, hat Mama dir nicht gesagt, du sollst nicht mit Fremden sprechen?«

»Ich hab nicht mit der Frau gesprochen«, erwiderte er mit großen Augen.

Ich streichelte ihm über den Kopf. »Das ist gut so.«

Er nickte und kuschelte sich mit einem Seufzer tiefer in sein Kopfkissen. Ich schob ihm den Teddy in den Arm. »Siehst du, du bist gar nicht allein«, sagte ich. »Max ist ja bei dir.«

Er drückte sich den Teddy wieder ans Gesicht. »Max«, sagte er lächelnd.

»Schlaf schön, mein Schatz«, sagte ich und ging zur Tür.

»Gute Nacht, Mama.«

Als ich die Tür leise schloss, hörte ich ihn rufen: »Warte!« Ich steckte noch einmal den Kopf ins Zimmer. »Ja?«

»Gibst du Max einen Gutenachtkuss?«

Ich trat zu ihm, beugte mich übers Bett, und Daniel drückte den Teddy an meine Lippen. »Ich hab dich lieb, Max«, flüsterte ich. »Und dich auch, Daniel. Mehr als du dir vorstellen kannst.«

Ich schlich auf Zehenspitzen nach unten, legte ein dickes Scheit ins Feuer und sprach ein kurzes Gebet. Dann verließ ich das Haus und verriegelte die Tür. Es war nur eine Schicht. Vor Sonnenaufgang würde ich wieder zurück sein. Am liebsten wäre ich wieder hineingegangen, doch ich schüttelte entschlossen den Kopf. Mir blieb keine andere Wahl. Daniel war in Sicherheit und würde tief schlafen.

2

Claire

Seattle, 2. Mai 2010

Ich riss die Augen auf und presste die Hände auf den Bauch. Da war er wieder, dieser ziehende Schmerz. Wie hatte Dr. Jensen das genannt? Phantomschmerz. Es hatte etwas mit der Erinnerung meines Körpers an das Trauma zu tun. Phantom hin oder her, es war der vertraute Schmerz, der mich seit einem Jahr quälte. Einen Moment lang gab ich mich der Erinnerung hin, dann fragte ich mich wie jeden Morgen, wenn der Wecker klingelte, wie ich es schaffen sollte aufzustehen und mich anzuziehen, mich wie ein normaler Mensch zu verhalten, wo ich mich viel lieber im Bett zusammengerollt und eine Schmerztablette geschluckt hätte, um jedes Gefühl zu betäuben.

Ich rieb mir die Augen und warf einen Blick auf die Uhr. 5 Uhr 14. Eine Weile blieb ich noch liegen und lauschte dem Wind, der draußen vor den Fenstern unserer Wohnung im vierzehnten Stock tobte. Die Kälte drang bis unter das Federbett. Wahrscheinlich hatte Ethan den Thermostat runtergedreht – mal wieder.

»Ethan?«, flüsterte ich und streckte den Arm aus. Aber das Laken auf seiner Seite des großen Betts war kalt. Er war also bereits zur Arbeit gegangen. Auch das war nichts Neues.

Ich stand auf und nahm meinen Morgenmantel von dem

blau-weiß gestreiften Sessel neben dem Bett. In diesem Moment begann das Telefon zu klingeln, und ich ging ohne übertriebene Eile ins Wohnzimmer. Von den großen Fenstern unserer Eckwohnung aus hatte man einen fantastischen Blick auf den Pike Place Market und die Elliott Bay mit den Fähranlegern. Bei der ersten Besichtigung der Wohnung vor vier Jahren hatte ich zu Ethan gesagt, es sei ein Gefühl, als würde man in der Luft schweben. »Dein Luftschloss«, hatte er drei Wochen später zu mir gesagt und mir die Schlüssel überreicht.

Aber an diesem Morgen war es nicht die vertraute Aussicht, die meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Eigentlich gab es gar keine Aussicht. Alles war – weiß. Ich rieb mir die Augen und sah genauer hin. Schnee. Und zwar nicht nur ein paar Flocken. Da draußen tobte ein regelrechter Schneesturm. Ich warf einen Blick auf den Wandkalender über meinem Schreibtisch und schüttelte verwirrt den Kopf. Ein Schneesturm am zweiten Mai? Unglaublich.

»Hallo«, murmelte ich ins Telefon, das ich endlich zum Schweigen gebracht hatte.

»Claire!«

»Frank«, sagte ich kurz angebunden. Er war mein Chef bei der Zeitung, aber so früh am Morgen stand mir nicht der Sinn nach Höflichkeitsfloskeln.

»Hast du mal aus dem Fenster gesehen?« Frank, Redakteur mit Leib und Seele, war häufig schon vor Sonnenaufgang an seinem Schreibtisch, während ich meist erst gegen neun in die Redaktion stolperte. An guten Tagen. In der Lokalredaktion herrschte für gewöhnlich nicht der große Zeitdruck wie in der Nachrichtenredaktion, aber Frank führte sich immer auf, als wäre der Bericht über irgendeinen Gartenbauverein oder die neue Inszenierung des Kinder-

theaters eine Angelegenheit von höchster Priorität. Wir Mitarbeiter mochten nicht widersprechen. Vor drei Jahren war Franks Frau gestorben, und seitdem stürzte er sich mit einem Eifer in die Arbeit, dass ich manchmal den Eindruck hatte, dass er in der Redaktion übernachtete.

»Du meinst den Schnee?«

»Natürlich meine ich den Schnee! Ist das zu fassen?«

»Ja, irre«, sagte ich und schaute auf den Balkon hinaus, wo Tisch und Stühle weiß gepudert waren. »Da haben die Wetterfritzen wohl gepennt.«

»Und wie die gepennt haben«, sagte Frank. Ich hörte, wie er in den Papieren auf seinem Schreibtisch wühlte. »Hier ist er – der Wetterbericht von heute: ›Bewölkt, Höchsttemperaturen fünfzehn Grad, vereinzelte Schauer.«

Ich schüttelte den Kopf. »Wie ist das möglich? Wir haben fast Sommer – das war zumindest mein letzter Eindruck.«

»Ich bin kein Meteorologe, aber ich weiß, dass das nur verdammt selten vorkommt. Darüber müssen wir berichten.« Frank klang wie ein Reporter, der eine heiße Story witterte.

Ich gähnte. »Meinst du nicht, das gehört ins Nachrichtenressort? Oder möchtest du, dass ich eine Geschichte über die Schneemänner in der Stadt schreibe?«

»Nein, nein«, fuhr Frank fort. »Das ist eine viel größere Sache, Claire. Ich hab im Archiv nachgesehen, und du wirst nicht glauben, was ich gefunden habe.«

»Frank«, sagte ich, während ich am Thermostat herumfummelte. Ich stellte ihn auf vierundzwanzig Grad ein. Ethan war ein erklärter Gegner jeder Energieverschwendung. »Es ist noch nicht mal sechs Uhr. Seit wann bist du eigentlich in der Redaktion?«

Er übergang meine Frage. »Es ist nicht das erste Mal, dass Seattle so einen Schneesturm erlebt.«

Ich verdrehte die Augen. »Stimmt, im Januar hat's auch geschneit.«

»Nein, Claire«, fuhr er fort, »hör mir zu. Einen derart späten Schneesturm hat es schon einmal 1933 gegeben, und zwar an exakt dem gleichen Datum!« Ich hörte wieder Papier rascheln. »Das ist echt der Hammer. Vor fast achtzig Jahren hat plötzlich eintretender Schneefall die ganze Stadt lahmgelegt.«

»Ja, das ist interessant«, sagte ich. Am liebsten hätte ich mir eine Tasse heißen Kakao gemacht und wäre zurück ins Bett gekrochen. »Aber ich verstehe immer noch nicht, warum das eine Story sein soll. Das ist eher was für Debbie. Sie hat doch letztes Jahr über den Tornado in South Seattle berichtet.«

»Nein, das ist eine viel größere Story«, entgegnete er. »Denk doch mal nach. Zwei Schneestürme an exakt dem gleichen Datum im Abstand von fast einem Jahrhundert! Wenn das keine Story ist, dann weiß ich auch nicht, Claire.« Jetzt fing er an, den Chef raushängen zu lassen. »Ja, ja, das geht natürlich erst mal in die Nachrichten. Die berichten heute und morgen. Aber ich möchte eine größere Geschichte, und zwar über den Schneesturm von damals und den von heute. Du kriegst die ganze Rubrik.«

Ich seufzte. »Wie viele Zeilen und bis wann?«

»Ich kann dir sechstausend Wörter geben, und ich brauche den Artikel bis Freitag.«

»Sechstausend Wörter bis Freitag?«, wiederholte ich entgeistert.

»Du brauchst nicht groß nach Material zu suchen«, fuhr

er fort. »Wir haben das alles im Archiv. Und wir könnten aufmachen mit: ›Die Rückkehr des Schneesturms‹.«

Ich grinste. »Das klingt wie die Rückkehr des großen Rächers.«

»Warum nicht?«, sagte Frank. »Vielleicht ist es eine Aufforderung, einen Blick in die Vergangenheit zu werfen. Zu suchen, was wir übersehen haben ...«

»Frank«, sagte ich mit einem Seufzer. »Deine Begeisterung für das Thema ist rührend, aber mach dir nicht allzu große Hoffnungen. Ich frage mich einfach, wie ich sechstausend Wörter über einen Schneesturm schreiben soll.«

»Brombeerwinter«, murmelte er.

»Bitte?«

»Der Schneesturm«, sagte er. »Brombeerwinter. So nennen Meteorologen einen so späten Kälteeinbruch. Interessant, oder?«

»Hm«, sagte ich und schaltete den gasbetriebenen Kamin an. Franks kleine Wetterkunde hatte mir Lust auf warmen Brombeerkuchen gemacht. »Das wäre zumindest eine brauchbare Überschrift.«

»Und hoffentlich auch eine brauchbare Story«, sagte er. »Wir sehen uns in der Redaktion.«

»Frank, warte. Hast du Ethan heute Morgen schon gesehen?« Mein Mann war der Redaktionsleiter der Zeitung und fast jeden Morgen vor mir im Büro, aber warum er in letzter Zeit immer früher aus dem Haus ging, war mir schleierhaft.

»Nein, noch nicht«, sagte Frank. »Ich bin allein hier. Ein paar Leute hocken in der Nachrichtenredaktion. Warum?«

»Ach, nichts«, erwiderte ich leichthin. »Ich wollte nur wissen, ob er bei dem Schnee gut angekommen ist.«

»Fahr bloß vorsichtig«, sagte er. »Die Fifth Avenue ist die reinste Eisbahn.«

Ich legte auf und schaute auf die Straße hinunter. Mit zusammengekniffenen Augen konnte ich zwei Gestalten erkennen, Vater und Sohn, die sich eine Schneeballschlacht lieferten.

Ich drückte die Nase ans Fenster und spürte die Kälte der Scheibe an meiner Haut. Ich lächelte und schaute den beiden da unten zu, bis die Fensterscheibe von meinem Atem ganz beschlagen war. *Brombeerwinter*.

Vera

»Sie sind spät dran«, sagte Estella, als ich den Personalraum des Olympic betrat. Es war ein schmuckloser Kellerraum, der von einer nackten Glühbirne spärlich erleuchtet wurde. Estella sah mich hinter ihrem grauen Metallschreibtisch feindselig an. Sie deutete mit dem Kinn auf einen Berg frisch gewaschener Weißwäsche, die gefaltet werden musste.

»Ich weiß«, sagte ich. »Es tut mir leid. Die Tram hatte Verspätung, und kurz bevor ich loswollte, hatte ich eine Auseinandersetzung mit meinem Vermieter ...«

»Ihre Ausreden interessieren mich nicht!«, blaffte sie. »Die Suiten im fünften Stock müssen gereinigt werden, und zwar sofort. Morgen früh kommt eine größere Gruppe. Honoratioren. Beeilen Sie sich und arbeiten Sie gründlich. Und ziehen Sie die Laken ordentlich stramm. Gestern waren die Betten schlampig gemacht, und ich musste Wilma hochschicken, um das in Ordnung zu bringen.« Sie seufzte und wandte sich wieder dem Papierkram auf ihrem Schreibtisch zu.

»Tut mir leid, Ma'am«, sagte ich, verstaute meine Handtasche in meinem Fach, rückte meine Schürze noch einmal zurecht und machte mich auf den Weg zum Aufzug. »Ich werde mir mehr Mühe geben.«

»Und Vera«, sagte Estella, »Sie haben hoffentlich nicht den Jungen wieder mitgebracht?« Sie reckte den Hals, als rechnete sie damit, dass ich ihn unter meinem Rock versteckt hatte.

»Nein, Ma'am«, murmelte ich, während ich überlegte, ob ich Daniel ein Glas Wasser hingestellt hatte. *Habe ich daran gedacht? Und wenn er Durst bekommt?* Ich unterdrückte den Gedanken, als ich Estellas durchdringenden Blick spürte.

»Schön«, sagte sie. »Denn wenn Sie das beste Hotel am Platze noch einmal mit einem Kindergarten verwechseln, sehe ich mich leider gezwungen, Ihre Stelle einer der vielen jungen Frauen zu geben, die hier täglich Schlange stehen. In schwierigen Zeiten wie diesen sollten Sie dankbar sein, eine feste Anstellung zu haben.«

»Ja, Ma'am«, sagte ich. »Ich bin sehr dankbar dafür. Es wird nicht wieder vorkommen.«

»Hoffen wir's«, sagte sie und zeigte auf ein Silbertablett mit zwei großen Stücken Schokoladenkuchen und einer Flasche Champagner. Wenn Daniel doch auch einmal Schokoladenkuchen essen könnte. Ich nahm mir vor, etwas von meinem Trinkgeld zu sparen, um ihm ein Stück zu kaufen. Alle Kinder sollten ab und zu ein Stück Kuchen bekommen, auch arme. »Bringen Sie das auf Zimmer 503«, sagte Estella. »Manuel ist gerade unterwegs, um eine Lieferung zu machen. Es ist für einen wichtigen Gast, also treten Sie entsprechend auf, verstanden?«

»Jawohl, Ma'am«, sagte ich und schob den Teewagen durch die Tür.

Während der Personalaufzug nach oben fuhr, betrachtete ich die Kuchenstücke – Schichten aus dunklem Schokoladen-

biskuit mit Schokocreame dazwischen – und die Flasche Champagner mit den exotischen Wörtern auf dem Etikett, die ich nicht verstand. Ein plötzliches Verlangen nach diesen Köstlichkeiten überkam mich, und ich wandte mich rasch ab. Mit ein bisschen Glück würde ich beim Saubermachen in einem der Zimmer ein Brötchen und etwas Käse finden. In der vergangenen Woche hatte ich tatsächlich ein Steak-Sandwich gefunden. Es war zwar angebissen, aber das machte mir nichts aus, denn ich hatte den ganzen Tag noch nichts gegessen.

Ich hielt den Teewagen fest, als der Aufzug mit einem derartigen Ruck zum Stehen kam, dass die Champagnerflöten gegeneinanderklimperten und um ein Haar zu Boden gefallen wären. Was würde Estella sagen, wenn sie zu Bruch gingen? Ich schob den Wagen in den Korridor hinaus und grüßte höflich ein elegant gekleidetes Paar, das an mir vorbeiging. Sie beachteten mich gar nicht. *Wo sie wohl hingehen? Ins Theater? In die Oper?* Wenn man in einem so luxuriösen Hotel arbeitete, konnte man leicht ins Träumen geraten, und um mir die Zeit zu vertreiben, stellte ich mir manchmal vor, wie es wäre, in einem Bett mit frisch gemangelten Laken und duftigen Daunenkissen zu liegen. Beim Staubwischen lugte ich in Schränke und bewunderte die maßgeschneiderten Kleider, die darin hingen, betrachtete die Schmuckstücke auf den Kommoden und die Parfümflakons, die so viel kosteten wie ich in einem halben Jahr an Miete zahlen musste. Einmal hatte ich mir ein bisschen Parfüm aufs Handgelenk gesprüht, aber dann hatte ich an Estella gedacht und es mir hastig mit Wasser und Seife wieder abgewaschen. Doch wenn ich mich so von Suite zu Suite vorarbeitete, dachte ich mir Geschichten über das Leben der Hotelgäste aus, und versuchte mir

vorzustellen, wie es für Daniel und mich wäre, wenn uns keine Geldsorgen drücken würden.

Vor Zimmer 503 blieb ich stehen und klopfte. Drinnen war Musik zu hören. Jazzmusik. »Moment!«, rief jemand, dann war leises Kichern zu hören.

Einen Augenblick später wurde die Tür geöffnet. Vor mir stand eine schöne Frau etwa in meinem Alter. Ihre Brüste quollen aus dem Dekolleté eines dünnen, rosafarbenen Negligés, das in der Taille von einem schmalen Gürtel zusammengehalten wurde. Ihr kurzes Haar war hell blondiert und an den Spitzen leicht gelockt, genau wie auf den Reklamebildern. Als sie sich vorbeugte, um die Sachen auf dem Teewagen zu begutachten, sah ich ihre dunklen Haaranätze. »Aaah!«, machte sie, fuhr mit dem Zeigefinger durch den Schokoguss und leckte ihn ab, ohne mir Beachtung zu schenken. »Lon, du Schlingel«, rief sie ins Zimmer, »du weißt genau, dass Champagner und Schokolade meine große Schwäche sind!«

Ich folgte ihr in die Suite. Schwerer Moschusduft hing in der Luft, und ich lief hochrot an, als ich einen halb nackten Mann auf dem Bett liegen sah. Wie er da so gegen die Kissen lehnte, die Decke bis über die Hüften gezogen, sah er aus wie ein König. »Stellen Sie es hierher, meine Schöne«, sagte er freundlich und schaute mir direkt in die Augen. Ich wandte mich ab, peinlich berührt vom Anblick seines nackten Oberkörpers, der verschwitzt war wie nach einer großen Anstrengung.

»Hey«, sagte er und grinste mich an, »nicht so schüchtern, Kleines. Sind Sie neu hier?«

»Nein, Sir«, sagte ich. »Ich meine, ja, Sir. Ich arbeite erst seit einem halben Jahr hier.«

Der Frau schien es überhaupt nicht zu gefallen, dass er mit mir redete. »Lonnie, Liebling«, flötete sie, »komm, ich geb dir etwas von dem Kuchen.«

»Gleich, Susie«, entgegnete er, ohne den Blick von mir abzuwenden. »Ich bin Lon Edwards. Ich glaube nicht, dass wir schon einmal das Vergnügen hatten.« Er streckte mir seine Hand hin. Die Frau schmolte.

Ich schüttelte ihm verlegen die Hand. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, also murmelte ich nur: »Ich bin Vera. Vera Ray.«

»Angenehm«, erwiderte er und steckte mir einen nagelneuen Fünf-Dollar-Schein in die Schürzentasche.

Ich trat einen Schritt zurück und machte einen Knicks. »Danke, Sir, äh, Lon ... Ich meine, Mr. Edwards.«

»Ich hoffe, dass wir uns bald mal wiedersehen«, sagte er und grinste erneut, dann wandte er sich wieder Susie zu, die nach seiner Aufmerksamkeit förmlich gierte – und nach dem Kuchen.

»Ja, Sir«, stammelte ich. »Danke, Sir. Gute Nacht.«

Als die Tür hinter mir ins Schloss fiel, atmete ich tief aus. Im selben Augenblick sah ich Gwen, die im Korridor auf mich wartete. Die kleine, rundliche Frau mit der unschönen Narbe auf der linken Wange war immer freundlich und hilfsbereit und beklagte sich nie, deswegen war sie mir von Anfang an sympathisch gewesen.

»Estella hat mich raufgeschickt. Ich soll dir auf dieser Etage helfen«, sagte sie fröhlich. »Es kommt eine große Gruppe, wir müssen zügig arbeiten.« Sie grinste. »Anscheinend hast du gerade Lon kennengelernt.«

Ich hob die Schultern und klopfte auf meine Schürzentasche. »Er gibt großzügig Trinkgeld.«

Gwen lächelte. »Und er steht auf Zimmermädchen.«

»Gwen!«, rief ich aus. »Du glaubst doch nicht, dass ich ...«

»Nicht doch!«, erwiderte sie und stupste mich mit ihrem Federwisch an. »Aber die Frau, mit der er jetzt zusammen ist, Susie, sie hatte deine Stelle, bevor du hier angefangen hast.«

»Du meinst, sie war ...?«

Gwen nickte. »Genau wie wir. Und jetzt wohnt sie bei ihm in seiner Suite, trägt teure Kleider und ist ihm immer zu Diensten.«

Meine Wangen wurden ganz heiß bei der Vorstellung. »Wie unerhört.«

Gwen lächelte. »Susie scheint das nicht so unerhört zu finden. Er gibt ihr hundert Dollar die Woche und überlässt ihr seinen Wagen samt Chauffeur. Das ist auf jeden Fall angenehmer als Fußböden zu schrubben.«

»Hundert Dollar die Woche?«

Gwens Blick wurde wehmütig. »Ein Vermögen.«

»Also nein«, sagte ich, holte tief Luft und verscheuchte den Gedanken. »Ich würde mich nie auf diese Weise verkaufen.«

Gwen zuckte die Achseln. »Sag niemals nie«, sagte sie, als wir das erste von elf Zimmern betraten, die wir reinigen mussten. »Die Zeiten sind hart. So vielen Leuten geht es schlecht. Meine älteste Schwester wohnt in Kansas. Ihr Mann ist arbeitslos, und die beiden haben acht Kinder. *Acht* Mäuler zu stopfen! Was wird man da nicht alles auf sich nehmen, um die Familie zu ernähren. Ich bin bloß froh, dass ich nur für mich selbst sorgen muss.«

Ich dachte an Daniel und meine Zwangslage wegen der Miete. Lange würde ich Mr. Garrison nicht mehr hinhalten

können. In ein paar Tagen, spätestens in einer Woche, würden wir auf der Straße stehen.

»Gwen«, murmelte ich, »könntest du mir vielleicht zwanzig Dollar leihen? Ich muss die Miete bezahlen, ich weiß einfach nicht mehr, was ich tun soll.«

»Ich wünschte, ich könnte es«, sagte sie mitfühlend.

Sofort bekam ich ein schlechtes Gewissen. *Wie kann ich von ihr erwarten, dass sie mir aushilft, sie steht schließlich nicht besser da als ich?*

»Hier«, sagte Gwen und reichte mir zwei zerknitterte Geldscheine. »Meine letzten zwei Dollar.«

»Ich zahl sie dir zurück, versprochen«, sagte ich.

»Schon in Ordnung«, entgegnete sie. »Lass uns jetzt die Betten abziehen. Du kannst das ganze Trinkgeld haben, das wir in den Zimmern finden. Vielleicht haben wir ja heute Glück.«

»Vielleicht«, sagte ich.

Um fünf Uhr in der Frühe hatten wir alle Zimmer auf der Etage fertig, selbst die große Penthouse-Suite, und meine Hände waren rau und rissig. Gwen reichte mir gähmend eine Tube Gesichtscreme, die sie in einem der Zimmer im Müll-eimer gefunden hatte. »Reib dir die Hände damit ein«, sagte sie. »Das hilft.«

Ich lächelte dankbar.

»Wollen wir noch kurz in den Diner gehen?«

»Ich kann nicht«, sagte ich. »Ich muss zu Hause sein, bevor Daniel aufwacht.«

Gwen legte mir eine Hand auf den Arm. »Es fällt dir schwer, ihn allein zu lassen, nicht wahr?«

Ich nickte. Jede Sekunde, die verstrich, tat mir im Herzen

weh. Daniel wartete auf mich. »Es ist unerträglich.« Meine Augen brannten, und ich wandte mich ab.

»Es ist ja nicht für ewig«, sagte sie. »Irgendwann ist es vorbei. Du lernst bestimmt bald einen ganz wunderbaren Mann kennen.«

Am liebsten hätte ich geantwortet: *Ich habe doch schon einen kennengelernt, und sieh nur, was daraus geworden ist!* Stattdessen nickte ich. »Ja«, sagte ich. »Irgendwann wird ein Schiff für mich kommen. Und für dich auch.«

Gwen zwinkerte mir zu. »Genau«, sagte sie und drückte mich. »Na, wie viel Trinkgeld ist heute zusammengekommen?«

Ich zuckte die Achseln. »Vier Dollar.«

Gwen lächelte. »Zusammen mit den zwei von mir und den fünf von Lon hast du also ...«

»Nicht genug für die Miete«, beendete ich den Satz.

Gwen seufzte. »Aber es ist immerhin ein Anfang. Gib deinem Kleinen einen Kuss von mir.«

»Mach ich«, sagte ich und öffnete die Tür des Personaleingangs. Ein eiskalter Wind schlug mir entgegen, drang durch meine Strickjacke und jagte mir einen Schauer über den Rücken. Als ich auf die schmale Gasse trat, versanken meine Füße in mindestens fünfzehn Zentimetern frischem weißem Schnee. *Du liebe Güte, Schnee? Im Mai?* Das Wetter passte zu der heillosen Verwirrung, die derzeit in der Welt herrschte. Ich seufzte. *Wie soll ich denn jetzt nach Hause kommen? Die Tram wird nicht fahren bei diesem Wetter.*

Ich musste zu Fuß gehen, und ich musste mich beeilen. Es war eigentlich nicht sehr weit bis zu mir nach Hause, aber bei dem Schnee und mit dem Loch in meinem rechten Schuh kam mir der Weg endlos vor. Nach einer halben Stunde taten

mir die Füße weh, und jedes Mal, wenn ich mit dem rechten Fuß auftrat, verzog ich vor Schmerz das Gesicht. Ich humpelte in eine Gasse, riss das Futter aus meinem Kleid und wickelte es mir um den Fuß. Ein Mann mit rußgeschwärztem Gesicht hockte neben einer Mülltonne. Unter einem behelfsmäßigen Dach hatte er ein kleines Feuer angezündet, in dem er mit einem Stock herumstocherte. Meine Hände waren steifgefroren, und ich sehnte mich nach ein bisschen Wärme, aber sein feindseliger Blick ließ mich weiterreisen. Außerdem hatte ich keine Zeit zu verlieren. Daniel wartete auf mich. Ich kämpfte mich eine steile Straße hoch, dann noch eine. Der Stoffwickel um meinen Fuß linderte den Schmerz nur für eine Weile, dann drang die Kälte wieder ein wie eisige Nadeln. *Noch zwei Straßen bergauf. Einfach weitergehen.* Bis Sonnenaufgang würde ich zu Hause sein und Daniel mit einem Kuss begrüßen, wenn er die Augen aufmachte. Das war ich ihm schuldig.

Als ich das Haus erreichte, spürte ich meine Füße nicht mehr. Ich schleppte mich die Stufen hoch und schloss hastig die Tür auf. Obwohl das Treppenhaus nicht geheizt war, fühlte es sich hier warm an.

»Hallo, Süße«, rief ein Mann mir zu. Ich tat, als hätte ich ihn nicht gehört. Es war eine schlimme Qual, über einer Kneipe wohnen zu müssen. Es bedeutete, sich Nacht für Nacht an Betrunknen vorbeischieben zu müssen, die halb bewusstlos auf den Treppenstufen hockten. Andere trieben sich herum, waren auf der Suche nach Streit oder nach Frauen. Einer packte mich jetzt an der Hand, doch ich riss mich los, lief die Treppe hoch und verbarrikadierte mich in meiner Wohnung. Während ich die Tür abschloss, geriet ich kurz in Panik, weil ich mich nicht erinnern konnte, ob ich die Tür

aufgeschlossen hatte oder ob sie unverschlossen gewesen war. *Ich habe sie doch abgeschlossen, bevor ich zur Arbeit gegangen bin, oder?* Es musste die Erschöpfung gewesen sein, die mich auf dumme Gedanken kommen ließ.

Das Feuer, das ich am Abend im Kamin angemacht hatte, war längst erloschen. Es war kalt in der Wohnung. Bitterkalt. *Der arme Daniel unter seiner dünnen Decke. Ob er gefroren hat?* Es schauderte mich bei dem Gedanken an die Reichen und Wohlhabenden in der Stadt, die unter dicken Daunebetten lagen und mitten in der Nacht Kuchen essen konnten, während mein Sohn über einer Kaschemme voller grölender Säufer allein in seinem Bettchen lag und froh. *Was ist das nur für eine Welt?* Ich stellte meine Handtasche ab und zog meine Strickjacke aus, die von Schnee und Eis ganz steif war. Dann öffnete ich die kleine Tür unter der Treppe und nahm mein Armband aus dem Versteck. Daniel fuhr so gern mit seinen kleinen Fingern über die goldenen Kettenlieder. Wie er sich freuen würde, es wieder an meinem Handgelenk zu sehen!

Ich unterdrückte ein Gähnen, während ich die Treppe zum Kinderzimmer hochstieg, aber die Vorfreude darauf, meinen kleinen Sohn in die Arme zu nehmen, war stärker als meine Müdigkeit. Er würde jauchzen, wenn er den Schnee sah. Wir würden einen Schneemann bauen und uns danach vor dem Kaminfeuer zusammenkuscheln. Wenn er seinen Mittagsschlaf hielt, würde ich auch ein bisschen schlafen können. Ein großartiger Tag lag vor mir.

Ich öffnete die Kinderzimmertür. »Daniel, Mama ist wieder da!«

Als ich mich vor sein Bett kniete und die Decke zurückschlug, traf es mich wie ein Schlag. Ich sah nur zerknitterte